

Wöchentliches Sonntagsblatt

Beilage zum

„Rheingauer Beobachter“.

Nachweisbar größte Abonnentenzahl in der Stadt Elville.

Verlag von Edwin Boege's Buchdruckerei, Elville a. Rh.

Deutschland .. Deutschland über Alles ...!

Kriegsroman von Heinrich Heusch.

(Fortsetzung.)

Auf dem braunen, im Lauf der Jahrzehnte längst brüchig gewordenen Ledersofa, auf dem einst die Großeltern des jetzigen Besitzers von Birawo ängstlich ausgerechnet hatten, ob es wohl in diesem Jahre auch für den einzigen Sohn — der später Walter Schwertfegers Vater geworden — zum Besuch der hohen Stadtschule, wie damals das Gymnasium zu Bosen allgemein genannt wurde, reichen dürfte, sah in dieser Dämmerstunde die schöne, blonde Gutsherrin, die so gern mit ihrem „Jah“ Kultus treiben ließ.

Sie spürte in allen Gliedern ein seltsames Zittern. Das kam aber nicht erst von dieser Stunde her. Seit Ausbruch des Krieges hatte es in ihr gezittert, ohne daß sie sich einen besonderen Grund dafür zu nennen gewußt hätte. Freilich war sie niemals eine schlechte Patriotin gewesen, hatte im Gegenteil für Sammlungen, die kriegerischen Zwecken dienten, auch schon in Zeiten des Friedens namhafte Beträge hingegeben, strickte auch jetzt recht fleißig an Liebesgaben für Wollschachen, die den im Felde stehenden Männern von diesem Gute zugeführt werden sollten und interessierte sich lebhaft, wie es in Ost und West stand. Mehr war eigentlich auch kaum von ihr zu verlangen. Denn sie besaß niemand von Angehörigen oder nahen Freunden, die draußen für die Ehre des Vaterlandes gestritten und gelitten hätten. Ihr Mann war ja bereits achtundfünfzig Jahre und brauchte nicht mehr gegen den Feind zu ziehen.

Er war ja hier auch gar nicht entbehrlich, wäre er selbst noch jünger gewesen. Da war die Scholle, die der festen Hand

des Herrn so dringend bedurfte, denn der alternde Verwalter Otto Scheidebert allein vermochte das große, der besten Arbeiter jetzt zudem beraubte landwirtschaftliche Betriebe unmöglich auf seiner alten Höhe zu erhalten. — Da waren auch die beiden blonden, zarten Kinder, die zuweilen jetzt schon eigensinnig werden konnten und der starken strafenden Vaterhand nötig bedurften.

Nechten über das alte Leder und sah ein wenig lächelnd, jetzt wieder ganz ruhig und gefaßt, zu dem hochgewachsenen Mann hinüber, der unruhig auf- und niederging und scheinbar nach dem Anfang einer längeren Rede suchte.

„Bist du eigentlich immer noch nicht mit der Vorbereitung zu diesem wichtigen Gespräch fertig, Walter?“, fragte sie endlich und ihre weiche Stimme klang fast schel-



Ansicht aus dem eroberten Dignitoc.

Und da war sie. — Vor allen Dingen. Gegen sie hatte er die ersten und heiligsten Pflichten. Sie hatte er in einer späten, tiefen heiligen Liebe aus ihrem Verufe, der noch viel Vorbeere für sie im Schoß der Zukunft verbarg, einfach herausgerissen. Hatte damit Pflichten übernommen, für die er sich mit seinem Leben einsetzen mußte. Und sie nickte voller Befriedigung vor sich hin, strich mit der zarten feinen

misch zu ihm hinüber. Mit einem Auf hielt er inne, kam näher heran, setzte sich zu ihr, stand aber einen Augenblick später wiederum hastig auf und begann von neuem mit dem ruhelosen unstillen Auf und Nieder. Ihr ging das schließlich auf die Nerven.

„Tu mir den Gefallen und nimm wenigstens auf längere Zeit Paus“, sagte sie mit beginnender Gereiztheit.

„Das kann ich nicht, Hilde. Es ist zu viel, was in mir gährt und zu Worte kommen will. Wo soll ich nur beginnen?“ Das klang fast verzweifelt und entlockte ihr ein Lächeln, wie sie das oft für diesen großen, weichen, stillen, ungeschickten Mann, der doch so viel älter und reifer wie sie war, haben konnte.

„Fange doch mit dem Wichtigsten an“, riet sie endlich. — Da schaute er sie an. Und all die heiße Liebe des reifen, starken Mannes lag in diesem Blick. Sie fühlte es, senkte das Haupt und empfand wieder eine wohlige, behagliche Wärme in allen Gliedern. In dieser Liebe war sie sicher. Wie ein Kind, das sich um nichts zu kümmern hatte, das alles bereits vorbereitet und vorgesorgt findet, hüllte sie die flutende Treue ihres Gatten seit jeher ein. Die hatte sie schließlich auch egoistischer gemacht, als sie es bereits von jeher gewesen war. Sie ihrer Reize und ihres großen Talents für die Bühne voll bewusst, hatte sie allzeit das Opfer, was sie mit der Aufgabe ihrer Bühnenlaufbahn dem Mann, der sie glühend begehrt hatte, brachte, voll und gewichtig eingeschätzt. — Unterschätzte es auch in diesem Augenblick nicht. — Und als sie Walter Schwertfegers Blick jetzt voller Andacht und Nüchternheit auf sich ruhen fühlte, meinte sie nicht anders, als daß er wiederum eine Stunde habe, wo ihn das Glück ihres Besites mit flutender Dankbarkeit erfülle. Sie irrte sich diesmal aber in seinen Empfindungen. — Mit einem Ruck stand er abermals plötzlich still, nahm ihre Hand zwischen seine beiden ausgearbeiteten Hände und sagte hastig und leise:

„Ja, Hilde, jetzt bin ich mit mir fertig. Es geht nicht anders. Ich erstickte hier.“ Sie begriff ihn nicht.

„Was soll das heißen, Walter?“

„Ich so, sie hatte ja keine Ahnung von den marternden Kämpfen, die er durchlitten, seitdem der erste Mobilmachungstag auf der Höhe stand. Wußte wohl nichts davon, wie er Nacht um Nacht schlaflos zugebracht hatte — die Zeitungsnotizen verschlungen — die Hände zur Faust geballt und mit wütender Sehnsucht dorthin gestarrt hatte, wo rot und blutig der Kampf um das Heiligste — um das deutsche Vaterland und die deutsche Freiheit — tobte. Wußte nicht, und war doch sein Weib — sein Geliebtestes — die Mutter seiner beiden Knaben. Wie war das nur möglich. Aus diesem Gefühl heraus kam auch seine Frage.

„Hast du denn gar nichts von meinen Kämpfen gemerkt, Hilde?“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Du hast gekämpft, Walter? Wo denn. Ich verstehe dich nicht.“

„Nein, sie verstand ihn wirklich nicht, lebte in einer andern Welt wie er, trieb Kultus mit sich und vor sich. Und zum erstenmal überkam ihn eine Bitterkeit, die körperlich weh tat. Und sie war doch sein Weib. Mit diesem einen Wort waren ihm von jeher heilige Begriffe verbunden gewesen. Nicht nur das Weib der Liebe hatte sie ihm, dem alternenden, reifen Manne, in dessen Leben bisher die Liebe keinen Raum gewonnen, sein sollen, sondern der Kamerad der Arbeit.

War sie das aber jemals gewesen. Er

seufzte tief auf. Unfähig der Lüge verneinte er die Frage schroff. Und das hatte auch zur Folge gehabt, daß es Dinge in seinem Leben gab, die einfach von ihr unbeachtet und ungeahnt ausgekämpft und durchlitten werden mußten.

So auch dieser letzte und heißeste Kampf. Ihm blieb kein Vorgesicht darin erspart. Er mußte es ihr erst mit dünnen Worten sagen, worum es sich heute handelte. Und er setzte von neuem an, holte tiefer Atem und stärkte sich die Stimme:

„Hast du eigentlich daran gedacht, daß ich auch noch mit hinaus gehen könnte?“

Sie schüttelte den blonden Kopf mit einem übermütigen Lachen.

„Freiwillig, Liebster, von mir und den Jungen fort, hinaus in den Kampf und vielleicht in den Tod? Nein, daran dachte ich niemals! Warum solltest du das wohl tun? Ist denn das Unglück, was ich dir bereitet habe, wirklich so groß?“ Eine lockende, schmeichlerische Werbung lag in ihren Worten. Sie tat ihre Schuldigkeit. Einen Augenblick schloß der starke Mann die Augen, als könne er gegen das warme, wundervolle Gefühl, das ihn überglänzte, nicht ankommen. Dann öffnete er sie weit und starr und redete von neuem.

„Ich merke es schon, ich komme nicht zum Ziel, wenn das so weiter geht. Dieser Dialog mag zu leisen, stillen Winterabenden sehr reizvoll sein. Jetzt dürften wir uns aber nicht länger in ihm gefallen. Jetzt muß ich allein sprechen. Höre zu. Ich hoffe, daß du alles ohne viel Worte begreifen würdest. Nun es aber nicht der Fall ist, muß ich alles hersagen und enthüllen, so schwer es mir wird und so schlecht ich es fertig bringen werde. Denn du weißt, in der Rede war ich niemals ein Meister. Also merke auf. Seitdem der Krieg da ist, bin ich unruhig gewesen. Das hast du doch gefühlt? Ja? Nun also, das ist wenigstens schon etwas, Hilde. — Warum war ich es? Gewiß, besorgt um mein Hab und Gut war ich auch. Das wage ich nicht zu bestreiten. Ich wäre schon so ausgekommen. Aber da warst du und die Kinder. Für euch mußte doch dies alles geschützt werden. Als damals Ostpreußen geopfert werden mußte, ich sagte ausdrücklich, es mußte sein, weil die Russen in unser Vaterland hineingelockt werden sollten, um später in den masurenischen Seen zu vielen Tausenden ihren Tod zu finden, begannen meine Kämpfe. Ich sah auch bereits Posen und Umgegend der Vernichtung preisgegeben. Meine Scholle, mein Grobwater, und Vatererbe damit vernichtet. Das hielt mich hier fest. Ihr standet meinem Herzen näher als das deutsche Vaterland. Gewiß, ich weiß, was jetzt in deinen Augen steht. Weiß es ganz genau. Du willst sagen, daß meine militärische Pflicht längst fertig ist. Gewiß. Aber bedenke, wohin kämen wir in diesem heiligen Kriege, wenn es nur nach der Pflicht gehen sollte? Ueber die Pflicht hinaus müssen wir alle opfern und geben und bluten. Und ich habe es bisher nicht gekonnt. Um euch, meine heißgeliebten Drei nicht. Siehst du, Hilde, das war ein Unrecht, ich weiß es aber, ein begreifliches

und verständliches! Nun kommen aber Zeiten, wo selbst das natürliche für den anständigen Menschen versinken muß in dem andern, Höheren. Denn die Pflicht, die mir jetzt erwachsen ist, steht höher, als die Pflicht gegen dich und meine Kinder. Weißt du welche Pflicht ich meine, Hilde?“

Sie stieß dumpf und verzweifelt etwas heraus. Es klang wie ein Schrei.

„Es ist ja Wahnsinn, Walter!“ sollte es heißen. Da merkte er, daß sie ihn begriffen habe und trat noch näher an sie heran.

„Nein, Hilde, es ist lediglich das Besinnen auf die vornehmste Pflicht“, sagte er ruhig.

Sie warf sich plötzlich über ihn, umschlang ihn mit beiden Armen und hielt ihn ganz fest.

„Du träumst ja, Walterle. Du, der alte vernünftige Mensch. Wach doch auf, mein Schatz! Sooo, bist du jetzt wach?“

Er befreite sich zart aus ihrer Umschlingung.

„Ja“ sagte er weich, „ich bin wach. Aber doch anders, als du denkst. Es hilft dir jetzt alles nichts mehr. Ich bin fertig mit mir und der Vergangenheit. Mein Leben gehört der Zukunft — gehört meinem König. Du hast jetzt keinen Teil mehr daran, Hilde. Nicht wahr, das klingt fast grausam. Ist es aber durchaus nicht. Es ist nur männlich und kühn und gerecht. Komm her, laß uns schon jetzt von einander Abschied nehmen, denn die nächsten zwei Tage, die ich noch neben dir bleiben darf, gehören der Pflicht wie die andern. Der Pflicht, die ich als Herr auszuüben habe. Es ist viel zu ordnen, viel mit dem Verwalter Scheideberg, der dir ja bleibt, zu besprechen. Du kannst ihm voll vertrauen. Er ist ein Mann, wie es wenige gibt. Treu, deutsch, vornehm, trotz seiner Einfachheit. Und es ist mir leicht, daß er dir bleiben wird. Kurz, Hilde, ich gehe, um meinem König zu dienen. Es ist alles fertig. Hier in meiner Tasche knittert mein Befehl. Ich komme als Hauptmann und Batterieführer nach dem Westen, wo ja mein altes, liebes Regiment steht. Sie brauchen da unten heftige Verstärkungen. Der Kampf an der Marne tobt zwar nicht, aber er „steht“. Und das ist nicht gut, wenn es allzulange währt. Nicht wahr, das verstehst du doch, wenn du auch nur eine Frau bist? Das Warten muß auch ab. Wir müssen aber alle Kräfte sparen und ich habe noch genug. Kopf hoch, Hilde, es hilft dir alles nichts! Ich mußte es tun! Sage auch kein Wort mehr dagegen, klage nicht, richte nicht! Es loht in jedem deutschen Mann ein Befehl, nenne es meinetwegen ein Regimentsbefehl von oben, dem muß er folgen! Tut er es nicht, stellt er sich taub, dann leidet er Qualen, die ein echter Mann auf die Dauer eben doch nicht durchhalten kann. Das tut weher als so ein Herzschuß Hilde. Und das willst du mir doch nicht gönnen.“

Sie sah mit schneeweißen Lippen da und sah über ihn fort. Sie hatte gemerkt, daß es Ernst war und daß sie hiergegen zum erstenmal mit ihren lockenden Reizen nichts ausrichten konnte.

Starr und stumm sah sie da. Und er redete weiter.

„Wir haben uns beide sehr lieb gehabt. Nicht wahr? Du hast um meinerwillen deine Kunst aufgegeben, ich meine Selbstständigkeit und noch eine Kleinigkeit mehr, von welcher ich jetzt nicht reden will.“

Sie empfand dumpf, daß er damit die Zusammengehörigkeit mit seinen Geschwistern meinte, die gegen diese späte Heirat gewesen waren, weil ihren zahlreichen Kindern dadurch die reiche Erbschaft von dem einsamen Oheim verloren ging. So wenigstens meinte sie. Es war aber doch wohl noch etwas anderes gewesen. Daß er als Ältester und Stammherr der alten Scholle eine Frau aus einer ganz anderen Sphäre freite, wie es die war, in welcher sie bislang gelebt hatten, das trennte sie von dem Bruder.

Sie waren alle schlicht und einfach geblieben und begriffen nicht, wie einer aus ihrem Blute eine Komödiantin freien konnte. Denn so und nicht anders nannten sie unter sich die schöne stolze Frau, die einst auf den Brettern gelebt hatte.

Sie empfand es alles, aber sie konnte nicht darüber reden, denn sie fühlte sich plötzlich matt und schlief zum Umsinken. Eine tobende Angst durchfieberte sie, was aus und mit ihr werden sollte, wenn sie diese starken, schützenden Hände nicht mehr über ihrem Haupte fühlen würde? Nicht mehr die ewig anbetende, rastlos für sie sorgende Liebe des stillen Planes, der sie treu umhegt und versorgt hatte? Es war ihr unsagbar.

Sie empfand nichts, als daß sich ein grundloser Abgrund vor ihr auftat, in welchen sie die unbarmherzige Faust des Schicksals erbarmungslos hineinstieß. Angst und Grauen prägten auf ihrem Gesicht aus. Sie hörte nicht mehr, was er zu ihr sprach, vernahm keines seiner beruhigenden, sanften Worte — sah nur weiter regungslos und lächelnd auf einmal.

Das schnitt ihm ins Herz. Er wurde weich, obgleich er es nicht mehr werden wollte. Nahm sie ans Herz. Aber sie stieß ihn fort. Mit einer ungeahnten harten Kraft und Leidenschaft.

„Geh, geh zu deinem Vaterland.“

Er sah sie befremdet an.

„Hilf, daran darfst du nicht rühren.“

Da glitt sie von dem alten, blanken Sofa hernieder zu seinen Füßen und umklammerte seine Knien.

Was sie noch niemals getan hatte, weil sie sich ihrer Macht und Kraft mit toller Freude allzeit so ganz bewußt gewesen, heute tat sie es. Sie demütigte sich vor ihrem Mann, vor dem Mann ihrer Liebe, vor dem Gatten, dem Vater ihrer Kinder.

„Du darfst nicht fort, Walter, nicht von mir, von uns! Bleibe bei mir.“ Wie eine weiche Welle überfloß ihn ihre Liebe. Eine Sekunde lang. Er wurde wankend.

Aber dann sogleich wieder redete er sich empor, zog sich in den breiten machtvollen Schultern und stand größer fast, als jemals zuvor, neben ihr.

„Steh auf, Hilbe. Es ist alles umsonst. Mein Wille steht fest. Mache mich jetzt nicht weich! Ich habe es dir schon einmal gesagt. Meine Kraft muß sehr groß sein, weil man viel von ihr verlangt.“

Doppelt und dreifach mehr, Kind, wie du es ahnst. Zwei Tage bin ich noch in Biramo. Willst du nicht Sorge tragen, daß diese beiden Tage voller Sonne für mich sind?“

Nein, das wollte sie nicht!

Sie tastete sich langsam empor und sah wieder auf dem alten Sofa und er sprach wiederum. Was, das hörte sie nicht mehr.

Denn sie sank mit einem leisen, ächzenden Stöhnen plötzlich in sich zusammen.

Da hob er sie auf seine Arme und trug sie in das Schlafgemach, damit das blonde Kinderfräulein ihr bei dieser Ohnmacht beistehen möge.

Und die stille, nebeldurchzogene Nacht, die den 1. Oktober gebat, kam zu Ende, wie auch all ihre Vorgängerinnen es getan hatten, in dieser Zeit der Tränen und des verhaltenen Stolzes. — In dem alten Gutshause zu Biramo erlosch in diesen dunklen Stunden nicht das Licht, an dem doch sonst so überaus gespart wurde. In den kleinen, altertümlichen Katenhäusern, die gerade in dem kommenden Jahre 1915 neugebaut werden sollten, glomm schon hier und da ein loderbender Kienspahn von den Wänden herab. Und in der großen, im grellen Licht des neuen Tages stets ein wenig lahl und unbehaglich anmutenden Diele des Gutshauses standen in dieser Nacht zwei dicke, gelbliche, selbstgezogene Kerzen aus Vienenwachs, welche die langjährige Mamsell, Fräulein Minchen Wellentin, trotz vielfacher Spötteleien bisher noch immer allein gezogen hatte. Nun war endlich die Zeit gekommen, in welcher die ungeheuren von ihr darin seit 15 Jahren aufgespeicherten Vorräte zu Ehren kommen sollten.

(Fortsetzung folgt.)



Der Leutnant.

Skizze von Rob. Heymann.

Die Nacht lag über den Feldern rund um Verdun. Unter Kanonenlast und Rosschusen war die Erde zerstampft, unter dem Tritt der Bataillone das goldgelbe Getreide niedergedrückt. Aber wie sonst stand der Mond am Himmel und glitzerten die Sterne — es war eine weiche Sommernacht mit Grillengezirpe und der Ruhe des Friedens, die auf Kanonengebrüll und Gewehrgeknatter, auf das weit hin hallende Geschrei der Kämpfer eingetretet war.

Die Ruhe vor dem Sturm.

Weit draußen in den Schützengräben, die mit unheimlicher Sicherheit sich in den letzten zwei Tagen näher und näher an das Fort herangeschoben hatten, lagen die Soldaten, die Gewehre im Arm und starrten in die Dunkelheit.

Draußen blieb alles still, lauernd still. Da nahte eine Kompagnie.

Ablösung aus dem Schützengraben. Die, welche seit vierundzwanzig Stunden keine Minute zur Ruhe gekommen waren,

zogen sich in die hintere Gefechtslinie zurück, die Neuen nahmen ihre Plätze ein.

Dann gingen wieder Stunden um, im Osten zog ein orangefarbener Streifen am Himmel dahin. Untiefen am Firmament taten sich auf, Purpur floß über Osten, und die Sonne, das neue Leben kündete sich an mit siegreichem Licht.

Da begannen die Geschütze wieder zu dröhnen. Da klatschten die Schrapnells herüber — hoch über den vorderen deutschen Schützengräben sah man die kleinen Wölkchen und dann kam es:

S-j-s! Bumm!

Die Schrapnells!

Die in dem Dorf schossen zu weit! Die Dinger kreppten hinter den Schützen, die nun plötzlich Infanteriefeuer bekamen und ihrerseits draußlosknallten.

Kred! Kred! Kred! machte es weit vorne. Die Franzosen machten einen Ausfall. Ohne Zweifel. Starke Kolonnen entwickelten sich mit Maschinengewehren und Artillerie.

Noch lagen die deutschen Schützen abwartend, nahmen das Feuergefecht hinziehend auf, da kam Befehl auf Befehl:

„Bataillon hält unter allen Umständen ihre Stellung. Schnellfeuer!“

„Bisier?“ ging es von Mund zu Mund.

„Bisier siebentaufend!“ schrie der Leutnant. „Feuer!“

Da knatterte es los. Und da kam die Antwort:

Krach! Bumm! Und S-j-s!

Klatsch!

Feuer spricht auf, wer nicht in nächster Nähe ist, wird zugelegt von dem spritzenden Erdreich. Steine werden von einer Riesensau aufgehoben und durch die Luft gewälzt.

Da aber, wo es eingeschlagen hat, ist Tod und Entsetzen und Verderben. Zerlegt liegen die Heldenleiber, Stöhnen erfüllt den Schützengraben. Blut fließt.

Und ein Duzend Soldaten liegen stumm und still für immer. Eine Panik hängt in der Luft. Alle Augen starren auf den Leutnant — der Zug ist abgetrennt von den Andern, denen der Hauptmann eben neues Bisier gibt.

Himmel, eine neue Bombe — und Maschinengewehre — und Schnellfeuer — dort drüben speit die Erde Menschen aus — Menschen — Menschen — die Franzosen entwickeln sich. —

Die deutschen Soldaten schauen mit glühenden Augen auf ihren Leutnant, ob er nicht das erlösende Wort spricht:

„Sprung zurück!“

Er spricht es nicht. Den Feldstecher vor den Augen, schreit er, daß es schmetternd klingt:

„Bisier viertausend! Feuer, Kerls!“

Das „Kerls“ hat etwas Beruhigendes und Anfeuerndes zugleich. Sie feuern — sie feuern und feuern — da kommen die Franzosen an — schwarze Büge — sprunghaft — ran und wieder auf die Erde. —

Aber — die Deutschen zielen gut. Wie hingeschlagen ist der erste Zug des Feindes. Hingeschlagen, hingelebt an den Boden. Eine schwarze Linie steht nicht mehr auf.

„Brav! Brav!“ jubelt der Leutnant.

Und dann geht ein Aufatmen durch die

Reihen der Deutschen da vorne — da geht es wie ein Jubel, wie ein Jauchzen von Mund zu Mund:

Bum!

Die Erde dröhnt, schüttelt sich wie vor Schmerz über den fürchterlichen Schlag, der sich wiederholt, immer schneller, bis er ein einziger Knall ist, in sich vereinigend hundertfaches Dröhnen, Donnern und Brüllen.

Ja, Brüllen!

Die deutschen Batterien dröhnen, die eiserne Stimme der deutschen Arbeit beginnt zu reden — und nun: ein Erdbeben, ein ohrenbetäubendes, gehörverletzendes Brummen, ein Krach, als berste die Erde, als müßte der Boden in tausend Teile auseinander gerissen werden — das sind die Trompeten von Jericho, das ist die große Ueberraschung des deutschen Krieges, das sind die 42-Zentimeter-Mörser.

Draußen im Fort steigt eine Rauchsäule hoch — draußen im Fort stürzt ein granitener Turm samt Mauerwerk und jahrtausende alten Felsen zusammen zu einem Brei von Steinen und geschmolzenem Stahl — der Schrecken springt über das Schlachtfeld, und der Krieg reitet auf weißem Feller über zuckende Leichen und stöhnende Verletzte.

Ein Taumel ist über und unter Allen, ein Rausch.

Aber die französischen Linien, obgleich hingemäht wie Getreide, werden von neuem erseht — und wieder zeigen sich springende schwarze Punkte — Reihen — und da kommt Befehl:

„Rantkommen lassen!“

Ein Blick des Leutnants zurück:

Maschinengewehre!

Die deutschen Schützen in den Gräben stellen ihr Feuer ein. Mit flackernden Augen sehen sie den Tod, sprungweise kommt er näher, französische Linien, von ihrer Artillerie gedeckt auf die die deutschen Batterien nun ein fürchterliches Feuer eröffnen — die französischen Linien scheinen es nicht zu wissen. Halten wohl die deutschen Krieger für geschlagen, die Schützengräben für verlassen — taumeln darauf los in blutausgiebigem Eifer.

Nun sind sie ran — auf fünfzig Meter — und in den Gräben fließt zu Bächen das köstliche deutsche Blut, liegen die Gefallenen noch im Anschlag, die Blutenden in leisem Stöhnen, die Gesunden und Lebenden in zitternder Erwartung — und der junge Leutnant, in der Rechten den Säbel, in der Linken den Revolver, und die Augen halb magnetisch auf seine Soldaten gerichtet, bald hellglänzend nach dem Feinde spähend —

Da —

Kred! Kred! Kred!

Deutsche Maschinengewehre.

Himmel, der Tod erntet!

Kred! Kred! Kred! schreien die Maschinen, diese kleinen Ungeheuer und senden ihre Spritzkugeln in die grauen Reihen der Franzosen — und wie der Hagel in Minuten das Getreide niederlegt, hineinschlägt in den Boden, daß sich die Halme in die Erde graben, so legen die deutschen Maschinengewehre die französischen Menschenfelder nieder.

Selbst die Verwundeten in den deutschen Schützengräben strecken, wenn sie sich noch rühren konnten, die Köpfe hoch — und dann ging jeder Gedanke unter in dem Augenblick, an dem alles hing:

„Auf! Marsch! Marsch!“

Und die Kerls sprangen zu hunderten aus den Gräben, sprangen hoch wie Gerten, die eine unsichtbare Hand niedergehalten hatte und die nun aufschnellten in gewaltiger Eigentrast, einer schöpferischen Kraft gehorchend.

Ueber die Felder ging es, über die in Fruchtbarkeit dampfenden Felder, in deren Furchen das Blut gerann.

Klirrend wurden die Seitengewehre aufgesteckt — und nach —

Die Franzosen in wilder Flucht, deckten sich hinter die letzten Schützengräben. Jäh Gegner, gaben sich nicht verloren,

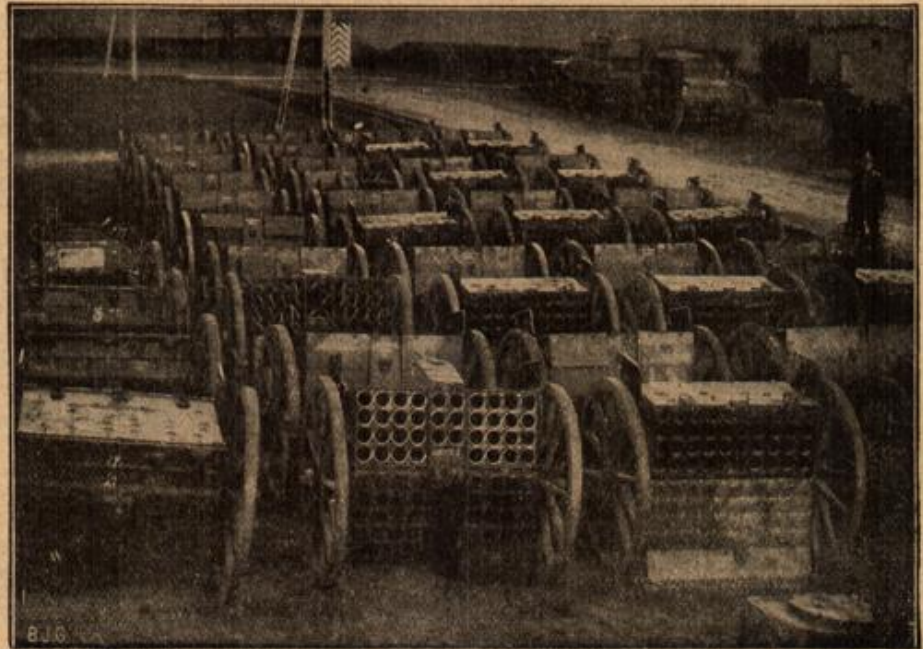
aufflitzender Begeisterung, und dann bohrten sich die Deutschen in den französischen Soldatenkörper hinein — bohrten, schlugen sich eine Gasse durch Blut und Wunden.

Der Leutnant hatte den Offizier entdeckt — den wuchtigen Säbelhieb des Feindes parierte er und holte ihn dann selber mit dem Revolver — schwer fiel der Hauptmann in das zertretene Gras.

Draußen, weit draußen — man sah es in Sekunden, ritt die deutsche Kavallerie eine wundervolle Attade, und deutsche Grenadiere schlugen sich hinter den Pionieren durch Stacheldrahtzäune durch.

Durch Blut und Wunden.

Der französische Oberst fiel — und viele nach ihm — und die Franzosen wandten sich zur Flucht — nach mit Hurra und Vittoria die Deutschen.



Sieges-Trophäen vom westlichen Kriegsschauplatz.
Von deutschen Truppen erbeutete englische Munitionswagen

troß entsetzlicher Verluste. Wollten jeden Fußbreit halten.

Und den Deutschen knatterten Salven entgegen — ein Regen von Kugeln.

Die französische Batterie lag zerschossen von den deutschen Geschützen im Rücken der Infanterie und schwieg.

Aber die feuerte mit verzweifelter Soldatenmut.

„Sprung auf!“ schrie der deutsche Leutnant und rüßte im Laufen die Brille zu recht. — „Halt! Niederwerfen! Feuer!“

Da lagen die deutschen Linien wieder — wie hingelegt von einer unerklärlichen Kraft — und feuerten — und die deutschen Geschütze heulten weiter: Tod und Sturm und Untergang.

„Sprung! Marsch! Marsch!“

Da waren sie ran — und nun liegen die Franzosen alles im Stich — nur etliche Kompagnien stellten sich — Bajonett gegen Bajonett.

— „Ran!“ schrie der Leutnant in hell-

Der Wiking.

Stizze von Albert Petersen.



Unmüde lag ich auf dem Hinterballon in der Hängematte, paffte eine Zigarre und las, ohne recht mit den Gedanken dabei zu sein, das Lokalblättchen meiner Heimatstadt.

In den Willengärten rings duftete Flieder und Jasmin. Ueppig leuchtete der Goldregen, die ersten Rosenknospen begannen sich zu entfalten. Das helle Grün der Lindentronen, das zarte Birkenlaub hob sich scharf vom blauen, wolkenlosen Himmel ab. Ueber breiten Kastanienfächern brannten glühendrote Kerzen. Und die Drosseln musizierten.

Nur wie aus weiter, weiter Ferne drang das Rattern der Elektrischen an mein Ohr.

Mit halb geschlossenen Augen sah ich auf das Blatt.

„Elektro-Flutwerk“ . . .

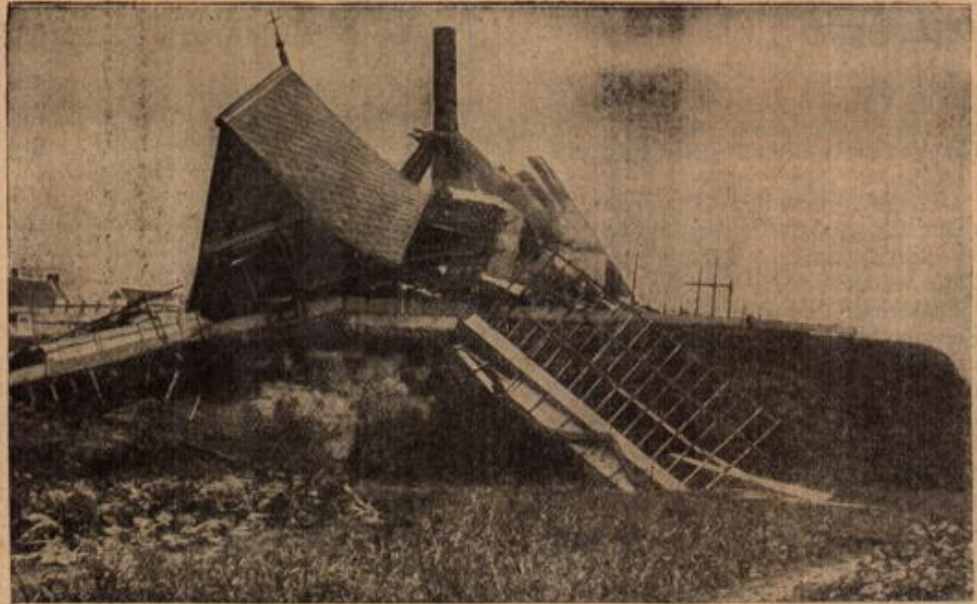
Na, viel Glück — alle Wetter — gehört doch Mut dazu, so einige Millionen in den Nordseeschlick zu pulvern, in der Hoffnung, sich Ebbe und Flut dienstbar zu machen.

Plötzlich fiel mir ein: was wird wohl Harro Lornsen dazu sagen? Wie wird er über den „niemodschen Schwindel“ wettern.

Da — jeltjam — als ich jetzt weiterlese, sehe ich plötzlich seinen Namen. Harro Lornsen — Unglücksfall —

Wieder einer von den Alten tot, von jenen, die den traurigen Kampf um die meerumschlungene Heimat miterlebten.

Wie oft war ich als Junge mit meinem Großvater hinausgegangen zum Häuschen am Deich, in welchem der alte Kapitän Lornsen wohnte. Die beiden Männer hatten einst bei Idstedt gekämpft und als Verwundete in demselben Bauernhaus gelegen.



Die zerstörte verräterische Windmühle.

Eine Windmühle, die von unserer deutschen Artillerie zerstört werden mußte, da der Müller die Windmühlensflügel immer nach den Stellungen unserer Artillerie stellte und so dem Feinde die Stellung verriet.



Die Wirkung eines Minenwerfers.

Die deutschen Generalstabsoffiziere besichtigen in dem Vorort von Arras St. Laurent die furchtbare Wirkung, die die geworfenen Bomben verursacht haben.

Gewöhnlich saß der greise Seemann auf der Holzbank neben der Haustür, ließ den frischen Seewind gegen sein faltiges Antlitz blasen und blickte — als er noch sehen konnte, mit scharfen blaugrauen Augen in die See hinaus.

Wie manchem Gespräch, welches für mich Knirps nicht bestimmt war, lauschte ich damals.

Lornsen hatte Anno 48 auf dem „deutschen“ Kriegsschiff Barbarossa gedient, hatte jene traurige Fahrt mitgemacht, als man mit wehender schwarz-rot-goldener Flagge die Elbe hinunterfuhr — gegen die Dänen. Und? Auf Helgoland sahen die Engländer, und mit einem einzigen Schuß trieben sie das „Piratenfahrzeug“ in die Elbe zurück.

Ich sehe ihn noch vor mir, den alten Kapitän, mit zuckendem Antlitz und geballten Fäusten. Ich höre noch sein grim-



Die zerstörte Kirche von St. Laurent. Unser Bild zeigt, wie die Franzosen ihre eigenen Kirchen zerstörten. Die Aufnahme ist von der Seite gemacht, von der St. Laurent von den Franzosen beschossen wurde, nachdem es die deutschen Truppen genommen hatten.

Bis dann Theodor Storms Wort in Erfüllung ging:

„Die Erde dröhnt; von Deutschland weht es her
Mir ist, ich hör' ein Lied im Winde klingen,
Es kommt heran schon wie ein brausend Meer,
Um endlich alle Schande zu verschlingen!“

Lange Jahre führte Harro Vornsen einen der großen Segler, welche damals Viehtransporte von Lönning nach England brachten. Da hat er Land und Leute drüben kennen gelernt. Er war kein Freund Albions, kein blinder Verehrer britischer Tüchtigkeit. Und darum habe ich mich — auch in den letzten Jahren noch — so gern mit ihm darüber unterhalten.

Noch vor kaum sechs Monaten saß ich mit ihm in seiner niedrigen Stube und plauderte mit dem alten Manne, dem der Star das Augenlicht genommen.

„Angst? Wir Angst vor England? Nicht möglich. Nur, mir haben die Engländer nie imponiert. Habe sie nie beneidet.“

Jedesmal, wenn ich ihn aufsuchte, begann er mit mir über unser Verhältnis zu England zu sprechen.

Ich erinnere mich noch jener Tage, als die britische Flotte so unerwartet schnell vor Swinemünde ankam und nachher in Kiel und der ganzen Provinz die wildesten Gerüchte liefen. Ein deutsches Schiff sollte im Sund mit Minen an Bord bereit liegen, um dem perfiden Besucher im Notfall den Weg aus der Ostsee zu sperren. Der Kaiser sollte ein kräftiges — endlich! — ein sehr deutsches Telegramm an den teuren „königlichen Kaufmann“ drüben gesandt haben. Und der Ring sei zur Raison gekommen.

Wie lebhaft wurde der Alte. Er richtete sich hoch auf mit seiner langen, sehnigen Gestalt. Die Lider fuhren unruhig über die glanzlos starren Augen.

„Das ist gewiß: hätte ich noch einen Sohn oder Enkel hinzugeben, mit Freuden würde ich auch ihn noch opfern für solch einen Kampf.“

Tapferer Kapitän!

Er hat seinem Lande opfern müssen an Fleisch und Blut. Am Bois de la Cusse irgendwo ruht sein Vetter, der blondlockige, lebensfrohe Junge, nach heißem Kampf fürs Vaterland.

Wie oft habe ich gedankvoll die verbliebenen Photographien auf des Alten Kommode betrachtet.

Der härtige Obermaat, der so stattlich neben der lächelnden Frau und zwei strammen Knaben steht, war des Kapitäns zweiter Sohn — sein Lehn.

Mit S. M. Kanonenboot „Eber“ zog er hinaus, um des neuerstandenen Vaterlandes stolze Flagge über die Weltmeere zu tragen. In den schrecklichen Orkantanen im März 1889 sank im Hafen zu Apia das deutsche Schiff. Und mit ihm Uwe Vornsen — Wikingerdod.

Ja, Seefahrt ist notwendig, das Leben nicht.

Ungebeugt hat der Alte den herben Verlust getragen. Er nahm seines Sohnes Witwe und die beiden Knaben zu sich. Und wenn die Jungen fragten, was sie einst werden dürften, war des Alten stets gleiche Antwort: „Euer Großvater

war Schiffer, euer Vater war Seemann. Jungens, der Kaiser braucht Männer für seine Panzer.“

Wie stolz ist Kapitän Vornsen später mit den beiden „blauen Jungen“ durch die schmalen Straßen des Städtchens geschritten. Und die Leute sahen sich um nach dem kraftstropenden Bilde. Der Greis, ungebeugt und trotz seines Alters elastisch, und rechts und links von ihm die blonden Enkel mit den blühenden Augen und den gebräunten Gesichtern.

— Mit dem „Altis“ sank der Ältere — in China — beim Takusort — irgendwo — ruht der andere — — Wikinger-schicksal.

Und doch konnte der Mann noch sagen: „Wenn ich noch einen Sohn oder Enkel hinzugeben hätte — —“

Später, als der Alte das Augenlicht verlor, als er still und hilflos auf der Bank vorm Hause saß und vom Meere nichts mehr gewahren konnte als den kräftigen Salzgeruch und das eintönige Klatschen der Bogen, habe ich so manchen Nachmittag, wenn ich auf Urlaub in der Heimat war, bei ihm gesessen, habe ihm vom Treiben der Leute und Völker erzählt und ihm vorgelesen.

Er war keine weiche Natur, wahrhaftig nicht. Man hatte ihm ja so manche trübe Nachricht gebracht, aber niemand hat in des Kapitäns Augen Tränen gesehen. Und was an Herzensgüte in ihm war, hatte er stets durch barsches, polterndes Wesen zu verdecken gesucht.

Jetzt aber konnte er manchmal einen so rührend geduldigen, ergebenen Ausdruck haben, daß ich schon glaubte, das Alter und die Blindheit gewannen Macht über den trohigen Seemann. Er wurde stiller, und sein Urteil, früher scharf und hart, lautete stets milder, als sehe er jetzt alles von höherer Warte. Oder wurde er stumpf?

Eines Tages las ich ihm Tegners Frithjofs-Sage vor. Stumm und still hörte er zu. Bis ich schließlich den Sang „König Rings Tod“ begann. Da wurde er unruhig, die Lider hasteten immer erregter auf und nieder, die langen, knöchigen Finger bewegten sich nervös.

Ich hatte das peinliche Gefühl, daß es vielleicht taktlos sei, diesen Sang zu lesen, und stockte.

Doch da rief er hastig: „So lies doch, lies weiter.“

Und ich las.

„... Strohtod ist Herrschern des Nordens nicht Ehr.“

Müß ist vonnöten
Wenig zum Scheiden;
Mehr als zu leben ist Sterben nicht schwer.“

„Nochmal,“ unterbrach Vornsen mich. Seine Stimme klang leise, fast feierlich. Ich sah erstaunt vom Buch auf. Harro Vornsen hatte sich erhoben. Hochaufgerichtet stand der Hüne mitten im niedrigen Raume.

„Nochmal,“ flüsterte er wieder.

Ich wiederholte die Worte einmal, noch einmal.

Dann sprach er sie sinnend wie abwesend nach:

„Strohtod ist Herrschern des Nordens nicht Ehr.“ —

Längst hatte ich den Vorfall, der damals einen seltsamen Eindruck auf mich machte, vergessen. Jetzt mußte ich daran denken, jetzt, da ich in dem Blättchen die nackten Zeilen las:

„Ein bedauernswerter Unglücksfall hat sich gestern Abend am Außenhafen ereignet. Der erblindete Kapitän Harro Vornsen tat einen Fehltritt vom Quai und stürzte in die Tiefe. Der Verstorbenen machte seinerzeit den Feldzug ...“

Sinnend starre ich auf die prangende, jauchzende, lachende Sommerwelt. Ja, ja, mögen sie dran glauben, die lieben Leute, an den bedauernswerten Unglücksfall, mögen sie dem „Verunglückten“ die Ruhestätte in „geweihter“ Erde gönnen.

Gute Nacht, tapferer Harro Vornsen! Strohtod ist Herrschern des Nordens nicht Ehr!



Eine Flusspferd-Züchterei.

Von W. Kabel.

Ueber die Flusspferd-Farm des Amerikaners Neders in Südflorida brachten New-Yorker Zeitungen folgenden interessanten Bericht. Die Halbinsel Florida mit ihren weiten Sumpfgebieten und ihrem bereits recht tropischen Klima beherbergt nicht nur verschiedene Krokodil-Züchtereien, sondern seit dem Jahre 1906 auch ein ähnliches, nur weit großartigeres Unternehmen, das sich mit der Aufzucht von Zwerghflusspferden beschäftigt. Eigentümer dieser Farm ist Mr. Archibald Neders, ein früherer Schiffskapitän, der ganz zufällig auf den Gedanken kam, dem äußerst seltenen Zwerghflusspferd in den Sümpfen Floridas eine neue Heimat zu schaffen. Neders bereiste im Jahre 1905 im Auftrage seiner Neederei die an der Westküste Afrikas gelegene Republik Liberia, um neue Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Hierbei lernte er auch das Zwerghflusspferd kennen, eine Spielart des weit bekannteren und verbreiteteren Nilpferdes. Das Hippopotamus liberiensis, wie es mit wissenschaftlichem Namen heißt, erreicht im Gegensatz zu seinem doppelt so großen Vetter nur eine Länge von zwei Meter und wird bis zu vier Zentner schwer. Der Geschmack seines Fleisches ist bedeutend reiner als der des Schweines, und die Zunge und die Füße werden nicht nur von den Schwarzen als Delikatessen geschätzt. Neders ließ daraufhin mit recht bedeutenden Kosten von den Negern drei Tiere, zwei Männchen und ein Weibchen, einfangen und brachte sie zu Schiff glücklich nach Florida. Hier besaß nämlich sein Schwiegervater Vorwin unweit des Hafenortes Miami an der Ostküste ausgebeutete Ländereien, die jedoch nur zum kleinsten Teil bebaubar sind und in der Hauptsache aus weiten Sümpfen bestehen. Zu dem Vorwinschen Gebiet gehört nun auch das Tschascheppe-Tal, welches insofern eine geologische Merkwürdigkeit bildet, als hier die steilabfallenden Tussara-Berge eine Sumpfwildnis von etwa 25 englischen

Quadratmeilen einschließen. Das Tschascheppe-Tal ist als Eldorado für eine Anzahl von Wasservögeln und Krokodilen weit und breit berühmt. Diesen von der Natur geschaffenen Riesenzwinger wies nun Neders den drei Zwergflusspferden zum Aufenthalt an, wo die Tiere zunächst sich ganz allein überlassen blieben. Die Hoffnung, daß die seltenen Geschöpfe sich hier in einer Umgebung und in einem Klima, die so sehr denen ihrer eigentlichen Heimat gleichen, gut halten und fortpflanzen würden, erfüllten sich wirklich. Bereits im Sommer 1913 zählte die Flusspferd-Farm 14 Bewohner. Daß die ersten Unkosten sich glänzend bezahlt gemacht haben, zeigten dann die ersten Verkäufe, die Neders mit Zoologischen Gärten abschloß. Der New-Yorker Zoologische Garten bezahlte für ein Weibchen nicht weniger als 4000 Dollar. San Francisco erwarb ein Pärchen für 9000 Dollar, und nach London gingen zwei weitere junge Tiere für 1000 Pfund Sterling. Wenn auch diese Preise bald recht stark infolge des größeren Angebots — denn auch Hagenbed in Hamburg-Stellingen züchtet neuerdings Zwergflusspferde — heruntergehen dürften, so wird Neders immer noch mit seiner Farm gute Geschäfte machen, da der Unterhalt der Tiere nicht die geringsten Unkosten verursacht. Neders denkt nämlich allen Ernstes daran, die Zucht des Hippopotamus liberiensis immer mehr im großen zu betreiben und auch andere Sumpfsgebiete in der Nähe des Tschascheppe-Tales mit diesen genügsamen Geschöpfen zu bevölkern, die seiner Ansicht nach in einigen zwanzig Jahren eine gefährliche Konkurrenz für das Schwein auf dem Weltmarkt werden dürften. Wenn man bedenkt, daß weit über die Hälfte der Bodenfläche von Florida aus Sümpfen besteht, in denen ungezählte Tausende von Zwergflusspferden reichlich und kostenlos Nahrung finden könnten, so erscheint Neders großzügiger Plan, in dem Hippopotamus liberiensis sozusagen ein „Schwein der Zukunft“ zu schaffen, gar nicht so sehr phantastisch.



In der Kriegsgeldfabrik

Von Oskar Ungnad.

Der Bundesrat machte von der ihm mit dem Darlehnskassengesetz vom 4. August gewährten Ermächtigung Gebrauch, den Gesamtbetrag der auszugebenden Darlehnskassenscheine auf 3000 Millionen Mark zu erhöhen. Es geschah dies, um dem großen Publikum und den mit ihm verkehrenden Kassen kleine Zahlungsmittel zu beschaffen. Und wie gern die in Betracht kommenden Kreise von den kleinen Scheinen (im Werte von 5, 2 und 1 Mark) Gebrauch machen, geht daraus hervor, daß jetzt wöchentlich 17 bis 18 Millionen davon in Verkehr gebracht werden konnten. An der Hand dieser Zahlen kann man sich vielleicht einen Begriff davon machen, wieviele solcher Papiere hergestellt werden müssen und wie

viel menschliche und maschinelle Arbeit geleistet werden muß, bis jene geliefert sind.

Die Stellen, wo die interessante Arbeit der Papiergeldfabrikation vor sich geht, sind die Reichsdruckerei in Berlin und die Papierfabrik in Speichthausen bei Eberswalde. Diese idyllisch im Tale der Schwärze in stiller Waldesruhe gelegene Fabrik liefert seit 1799, als ihr der Auftrag zur Fabrikation des Papiers für die preussischen Treasorscheine gegeben wurde, — also seit fast 1/2 Jahrhunderten — einzig und allein das Papier für die Staatsscheine.

Im 17. Jahrhundert bereits stand an der Schwelle der heutigen Kriegsgeldfabrik eine Mühle. Auf diese alte Mühle muß Friedrich der Große irgendwie aufmerksam gemacht oder geworden sein, als er sich mit dem Gedanken trug, in der Nähe seiner Residenz eine Papiermühle zu errichten. Es war ein Franzose, ein gewisser Dubois, dem Friedrich es 1781 überließ die alte Mühle im kühlen Grunde am Nonnenfließ bei Eberswalde für die Papierfabrikation herzurichten. Friedrich erlebte eine Enttäuschung durch den Franzosen. Dubois hatte schon in zwei Jahren das nach holländischem Muster eingerichtete Unternehmen mit 50 000 Taler Schulden belastet und hielt es darum für geraten, seinem hohen Gönner nicht mehr vor die Augen zu kommen. Seine Nachfolger wußten auch nicht viel mit der Papiermühle anzufangen. Da wandte der Berliner Kaufmann und Papierhändler Johann Gottlieb Ebert der Sache sein Interesse zu und kaufte die Anlage in Speichthausen, die bis heutigen Tages im Besitze der Familie blieb.

Für alles in dieser Fabrik hergestellte Papiergeld, also auch für die Darlehnskassenscheine im Betrage von 3000 Millionen Mark werden als Urstoff Segeltuchlumpen benötigt, die man aus Hamburg kommen läßt. Wenn nun aus diesen Segeltuchlumpen, die von bester Qualität sein müssen, die eigentliche Papiermasse, das sogenannte „Ganzzeug“ für die Kassenscheine angefertigt werden soll, dann scheidet für die ganze Zeit dieser Herstellung eine aus Beamten der Reichsbank und der Reichsdruckerei zusammengesetzte Kommission nach Speichthausen über und überwacht und leitet dort die Fabrikation, die sich ganz im geheimen hinter verschlossenen Türen vollzieht. Zunächst werden mit Hilfe von Sieben die künstlichen Wasserzeichen angebracht, die im Zickzack verlaufenden Linien, die wir auf den neuen 1-Mark-Scheinen besonders deutlich erkennen oder der Merkur- bzw. Kaiser Wilhelmkopf auf den 10- oder 100-Mark-Scheinen, erkenntlich wenn man das Papier gegen das Licht hält. Die schwierigste und mit ganz besonderer Umsicht geheimgehaltene Arbeit der Kommission ist die Anbringung der auf den Scheinen ja immer deutlich erkennbaren über das ganze Papier verlaufenden Pflanzenfaserstreifen. Sie werden nach einem vom Deutschen Reiche erworbenen Patentverfahren des Amerikaners Wilcox so in das „Ganzzeug“ eingebettet, daß sie zum Teil darin, zum Teil darauf liegen. Dazu ist ein Apparat nötig, den die Kommission selbst in die große Maschinerie einfügt und nach-

her wieder mitnimmt, um ihn vor Späherblicken wohl zu verwahren.

Das so mit großer Umständlichkeit hergestellte Papier geht dann in die Reichsdruckerei, wo es auf Kupferdruckpressen die Bilder erhält, die wir auf den so begehrten blauen und braunen „Lappen“ sehen. Bei den kleineren Werten der Darlehnskassenscheine hat man wohl von einer reicheren bildnerischen Ausstattung des Papiers abgesehen.

Das Vaterland ist Alles!

Auch ich hab' an den Traum geglaubt
Vom Frieden ohne Schranken,
Der grün die ganze Erd' umlaubt
Mit fruchtbaren Ranken,
Der alle Völker dieser Welt
Zu einem großen Volk gesellt,
Gemeinsam, sich vertrauend,
Am Weltkulturwerk bauend.

Der Waffen leiser Warnungsklang
Umzog zwar stets die Erde;
Doch galt mir's nur als Uebergang,
Bis er entbehrlich werde.
In hundert Jahren, glaubte ich,
Söh' die Kanonen sichtlich
Man um zu Friedensglocken,
Des Weltglücks zu frohlocken.

Der große Traum ging jäh zu Staub;
Denn seine stärkste Stütze,
Europas Frieden, ward ein Raub
Der donnernden Geschütze.
Aus langem Schlaf ist über Nacht
Des Krieges Furie aufgewacht
Und stampft in Blut und Flammen
Die halbe Welt zusammen.

Hervor aus allen Winkeln ist
Die Schlangenbrut gekrochen:
Neid, Lüge, Haß und Hinterlist
Sind läppig ausgebrochen.
Die lauten Schläger der Kultur,
Sie trugen glatte Larven nur;
Kalt spä'n sie jetzt durch die Lüge
Der Selbstsucht harte Jüge.

Die Barbarei stand wieder auf,
Geschürt vom freisten Volke,
Und überm Rhein stieg schwarz herauf
Wie einst die Wetterwolke;
Die alte Finsternis umdroht
Der Völker Zukunft Morgenrot.
Das Deutschtum nur blieb Hüter
Der wahren Menschheitsgüter!

Es flog gleich hellem Opferbrand
Vom Belt zur Alpenstranke,
Vom Eisaß bis zum Ungarland
Ein einziger Gedanke:
„Das Schwert heraus zum heil'gen Krieg,
Daß nicht das Licht der Nacht erkleg'!“
Es glück dem Meeresbrausen,
Wenn drüben Stürme sausen!

Auch mich ergriß's, wie Feuersglut
Von Siebel springt zu Siebel;
Schlug zu voll Ekel und voll Wut
Die Weltbeglückungsfebel.
Wo käm' aus solchem Lügenmeer
Die Kraft zum Völkerfrühling her,
Aus Gräften des Zerfalls?
Das Vaterland ist Alles!

Zum erstenmal fühl' ich die Brust
In Lieb' und Stolz erbeben,
Nun ganz des Glückes mir bewußt,
Als deutscher Mann zu leben.
Dir, Vaterland, mit reinem Sinn
Geb' ich die ganze Seele hin!
Den Erdkreis laß' ich fahren,
Dich doppelt fest zu wahren!

Otto Bergmann.

Ernst und Scherz

Deutsche Fechtkunst. Die ursprüngliche Waffe der Deutschen ist das Schwert; die deutsche Fechtkunst war zuerst nur Hiebfecht-kunst. Im Mittelalter waren die Turniere im Schwung, gelegentlich wird aber auch der Fechter gedacht. Schon im Jahre 1397 finden sich am Reichstag zu Frankfurt Fechter ein, um ihre Künste zu zeigen, und eine Breslauer Chronik erwähnt das Fechten bereits im Jahre 1280. Allein erst im 16. Jahrhundert wurden die Fechtschulen allgemein in den meisten großen Städten Deutschlands errichtet, so daß, dem Korporationsgeist der Zeit gemäß, auch eine besondere Fechterzunft sich bildete. Man findet eine Fechtschule zu Augsburg im Jahre 1509, zu Regensburg 1530, zu Breslau 1567, zu Prag 1579. Die Fechtschulen wurden von den deutschen Kätzern privilegiert (das erste bekannte Privilegium von Kaiser Friedrich III. zu Nürnberg am 10. August 1487 gegeben), mit Statuten versehen und unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt. Trotzdem daß die Fechter keinerlei Privilegien und Vorrechte genossen, so unterchieden sie sich doch. Sie teilten sich nämlich in zwei, sich feindlich gegenüberstehende Verbindungen „die Margbrüder“ (Sanct Marcusbrüder) und die „Federfechter“, welche oft ihre Kräfte bei öffentlichen Spielen maßen. Zwischen ihnen kam es manchmal zu Händeln und gemeiniglich floß Blut; die Federfechter behielten jedoch gewöhnlich die Oberhand, hatten also wahrscheinlich die Erfordernisse eines guten Fechtens, wie sie der Kavalier Florendus aufstellt, in reichem Maße, nämlich „einen geraden Körper, graumamen Knebelbart, Säuaugen und Fleischersarme.“ Im Jahre 1608 verlieh Kaiser Rudolf II. den Federfechtern ein besonderes Wappen.

„Heilige Justitia.“ Ein ergötzliches Vorkommnis aus dem weiten Reiche der „blinden“ Themis wird aus Amerika gemeldet. Ein junger Mann mit dem wohlklingenden

Namen Silber, den man wegen Gefährdung eines Eisenbahntransports ins Gefängnis steckte, war nur das Opfer einer seltsamen Verkettung von Umständen geworden. Es war ihm aber nie gelungen, jemand für seine Angelegenheit zu interessieren. Da kam er auf die kluge Idee, aus dem Gefängnis, einem jener Freilagerhäuser, deren Frau Justitia soviel hat, heraus das folgende originelle Inserat loszulassen: „Achtung! Junger Mann, jetzt im Gefängnis, möchte

Vexierbild.



Wo ist der zweite Farmer?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

heraus! Vorschläge, die auf seine sofortige Freisetzung abzielen, werden entgegengenommen. Adresse: John L. Silber, Ray-County-Gefängnis, Newtirk, Oklahoma.“ Die Anzeige hatte den Erfolg, daß man seine Sache wiederaufnahm, und er bald darnach aus der Haft entlassen wurde. Vielleicht hat Herr Silber, als er die goldene Freiheit wieder hatte, einige Tränenperlen der Freude vergossen. ou.



Zum Nachzeichnen.

Einen Ritt in einem Strich, der der Frau gegen den Strich geht.

Benjamin Franklin legte schon in jungen Jahren einen philosophischen Geist an den Tag, der ihn mit glücklichem Erfolg auf das Studium des Menschen und der Natur führte. Wie alle großen Köpfe, war aber auch er nicht frei von Sonderbarkeiten. So kam er plötzlich auf den Einfall, der Mensch müsse bloß von Brot und Wasser leben können. Er war damals noch Buchdrucker und hatte den ganzen Tag an der Presse zu arbeiten. Trotz dieser anstrengenden Beschäftigung setzte er's sechs Wochen lang durch, täglich nur ein Brund Brot zu genießen und dabei Wasser zu trinken, ohne daß sich eine merkbare Abnahme seiner Kräfte einstellte. Ein Bekannter sprach gegen Benjamin's Mutter seine Verwunderung über die sonderbare Lebensart aus, die ihr Sohn führe. Naiv verlegte die alte Frau: „Er tut das, weil er die Schriften eines alten Philosophen gelesen, der Blutarach heißen soll; aber ich laß' ihm seinen Willen, er wird es am Ende, trotz aller Philosophen, schon müde werden.“ Und sie hatte recht: nach kurzem lebte Franklin wieder wie andere Menschen.

Chinesische Sprichwörter. Die Schlächter schwärzen über Schweine, die Literaten über Bücher. — Die Gefängnisse werden Tag und Nacht verschlossen gehalten, sind aber ständig voll; die Tempel stehen stets offen, sind aber ständig leer. — Ein Reicher hat viele Verwandte. — Schläge deine Frau, wenn du mußt, nicht wenn du kannst. — Betrüge einen Mandarin, aber insultiere ihn nicht. — Wenn es einem Manne zu gut geht, fängt er einen Prozeß an, oder er baut ein Haus. — Es ist ein besseres Herz nötig, sich zu freuen, als zu bedauern.

Rätsel-Edel

Logogriph.

Weich bin ich schwarz, schwarz bin ich hart,
Doch ist das harte doppelt.
Weich hab' ich einen Schlag verscharrt,
Hart geh' ich oft gekloppt.
Weich nennen neben Galgenstrich
Und gleicher Brut mich alle;
Und doch rühmt jeder dessen Glück,
Der mich hart führt zum Stalle.

Zweifelhafte Schärade.

Zwei Silben wunderbar vereint,
Sind ewig gram sich, ewig feind.
Kein Band ist, das die beiden hält,
Sie stehen sich von Welt zu Welt.
Wer eine wünscht und eine sucht,
Der sehnt sich nach der andern Flucht.
Und dennoch, wen die erste plagt,
Wo sie die zweite hat verjagt,
Der schafft sich leicht das Ganze an,
Daß er der ersten wehren kann,
Bis allemal nach kurzer Zeit.
Die zweite stehend ihn erfreut.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:
des Kapselfräßls: Erde r; des Silbenräßls:
Donner, Glas, Raabe, Granat, Zeitmeritz,
Achat, Uantrieb, Beduine, Elner, Benedig,
Ellipse. Der Glaube verfehlt Berge.

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.

Verantwortlicher Redakteur A. Spring, Berlin.
Druck: Spring & Juchaczewsky & Co. S. S., Berlin SO. 16.